

Canberra 91 – Eindrücke eines freikirchlichen Teilnehmers

VON THOMAS RÖDER

Auf dem Rückflug von Sydney nach Singapore hatte ich doppeltes Glück. Bei der Abfertigung wurde mir ein vorteilhafter Fensterplatz zugewiesen, und dazu schenkte der liebe Gott noch einen wolkenfreien Himmel. Die Perspektive war faszinierend und ich nahm sie als schöne Zugabe zur Reise. Das Gefühl während des Fluges stimmte mit meinem Gesamteindruck von der Vollversammlung überein. Nie kam ich mir während der Tagung weit weg vom Fenster vor. Und wenn auch manche Wolke in den Himmel der Tagung stieg, so war er doch nie restlos verhangen.

Wie alle anderen Teilnehmer bin auch ich mit bestimmten Erwartungen nach Canberra gereist. Dabei war unsere Befindlichkeit nicht die beste, denn als wir zum Abflug in die Maschine stiegen, steckte uns allen längst der Golfkrieg krankmachend im Leib. Und wir sind das Gefühl auch in Australien, wo der Krieg scheinbar nur als gerade noch harmloses Wetterleuchten vorkam, nicht losgeworden. Ermutigt war ich auch durch die Tatsache, daß das Thema der Vollversammlung ein Gebet war. Und die Hoffnung für einen Frieden am Golf und eine Lösung der Konfliktursachen bezieht ihre Kraft aus dem Gebet.

Das, was dann in Canberra zum Golfkonflikt gesagt wurde, sei es in der zusätzlich angesetzten öffentlichen Anhörung oder bei den Aussprachen zum Bericht des Ausschusses für öffentliche Erklärungen, war für mich insofern überraschend, als ein kräftiger Aspekt der Argumentation im Hintergrund eine sehr dichte Identifizierung von Staat, Gesellschaft, Politik und Kirche hatte. Freilich lassen die gedruckten Dokumente diesen Zusammenhang nicht so deutlich hervortreten, wie er in der allgemeinen Aussprache tatsächlich vorhanden war. Als Freikirchler ist man an dieser Stelle auch besonders hellhörig. Die Erfahrungen der Wende und der politische Umbruch in den fünf neuen Bundesländern betreffen den „Acker Ökumene“, und mancher Freikirchler fürchtet um die „Bodenreform“ und ihre gewachsenen Früchte dort, wo Land und Landvolk wie selbstverständlich den großen Gütern zugehörig eingeordnet werden. Wenn solche Ansätze in deutschen Landen wohl kaum die ökumenische Bewegung ernsthaft zurückdrehen können, so hat es in einer Gesprächsgruppe ein junger orthodoxer Priester auf seinen Nenner gebracht und unverhohlen ausgesprochen,

daß es nicht angehe, daß Evangeliumschristen-Baptisten den Leuten predigen – dazu noch in der Öffentlichkeit –, wo doch die Menschen zur Orthodoxen Kirche gehören. Gegen solche Proselytenmacherei müsse der ÖRK vorgehen. Erfreulich war die Reaktion der Gruppe, die ihre Fragen anmeldete, aber nur auf verwundertes Unverständnis prallte, an dem jedes Argument abglitt. Zugegebenermaßen drängte die orthodoxen Geistlichen ihr ekklesiologischer Ansatz zur herben Forderung nach Verzicht auf Evangelisation, eine Ekklesiologie, die den Gottesvolk-Charakter der Kirche auf das ganze Volk ausdehnen möchte. Für Evangelisation, wie sie im Sinne des ÖRK zu verstehen und zu leisten ist, bleibt da kein Raum.

■ Noch tiefer tauchte Frau Prof. Chung in die Volksseele, um geistliche Einsichten zu gewinnen oder sie zu begreifen. Sie, die gerade ins Sperrfeuer orthodoxer Kritik geraten war, weitete die Ekklesiologie bis zur Auflösung. Der spielende Fluß ihres theologischen Vortrags, die charmante Darbietung der Gedanken, die ungeheure Weite des geistigen Integrationsvermögens, das alles verfehlte seinen Eindruck auf die Vollversammlung nicht. Standing ovation! Das war der Augenblick, in dem der ÖRK sich selbst überholte und Platz für jene Weite von Geist machte, der die Gestalt christlicher Gemeinde letztlich nicht mehr braucht oder sie zumindest befreit aus den Eingrenzungen ekklesialer Realität. Fast beschwörend legte Frau Chung ihre Hand auf den Leib, die Bibel an die äußere Seite ihres Theologin-Seins verweisend, hineintauchend in die Tiefe Jahrtausende wählender Volksseele. Die Geister, die sie am Anfang ihres Vortrags beschworen, nein vergegenwärtigt hatte, waren jetzt wirklich integriert, akzeptabel, wie gleich darauf ein führender Ökumeniker in Canberra bemerkte, als Versuch, einer Wirklichkeit zu begegnen, mit der sich Kirche und Theologie seit jeher schwertun. Auch hier begegnete die andere Seite einer Medaille, deren Gegenstück in Canberra nicht auf der Vollversammlung, wohl aber auf dem Weg dorthin zu sichten war. Katholische Charismatiker luden auf der Straße zu Gottesdiensten mit Heilungsdiensten ein. Es soll dort, das ist der andere Versuch mit den Geistern zu leben, auch Angebote aus dem reichen Schatz der Kirche geben, wie man die Geister der unversöhnt und ungläubig gestorbenen Menschen nachträglich befreien und erlösen kann.

Angesichts des Bedarfs scheint freilich die Lösung von Frau Chung die elegantere und vor allem zeitgemäßere, da doch nur ein bescheidener Teil von Zeitgenossen Lust auf Mittelalter, dafür um so mehr Interesse an den Verheißungen des New Age hat. Wie dem auch sei, es ist eben die eine Medaille. Volk, Volksseele, Ahnenkult bekommen geistliches Gewicht. Und wo auf der einen Seite die Gemeinde vor Enge erstickt und ihren Tod in

Bedeutungslosigkeit findet, geht sie dort auf und unter in den Weiten und Tiefen menschlichen Seins, erweitert um ahnenreiche Dimensionen. Es bedarf nicht großer Phantasie – und man bekam es ja in Canberra vorgeführt – welches der schönere Tod ist. Mag manchem Mitchristen aus anderen Regionen das ganze Anliegen wesentlich „softer“ erscheinen als es hier dargestellt ist, so rede ich eben als Deutscher und gebranntes Kind. Wir hatten in Deutschland auch auf das Volkstum und die Volksseele gesetzt. Deutsche Christen brauchten das Alte Testament, das Judenbuch, wie sie es nannten, nicht. Glorreiches Germanentum gewürzt mit Abenteuer und Romantik bot sich als zukunftsweisend an, als Vorsehung über dem Haupt des Führers. Es brauchte nicht lange, bis die neuen Götter ihr altes Gesicht zeigten und der Lack deutscher Christlichkeit abblätterte. Was zum Vorschein kam, war das Gesicht des Todes in den Gaskammern von Auschwitz und das Leid der Menschen, die auf tausend Folterbänken barbarischer Regimes gefesselt waren. Es sei erlaubt zu bekennen, daß sich diese Bilder während des Vortrags von Frau Chung an mich herandrängten. Mag ich, wie gesagt, als Deutscher und Sohn meiner Väter ein gebranntes Kind sein, möchte ich doch gegen das Vergessen sprechen, weil es sich beim intellektuellen Aufspiel von Könnerrinnen und Könnern so leicht vergißt und Strahlen messianischen Lichtes die aufrechten Befreier der Unterdrückten so leicht verklären. Die Kirche Jesu Christi, die auch Abraham als Vater des Glaubens bekennt, wird unterwegs bleiben müssen, außerhalb des Lagers völkischer und religiöser Sicherheit ihre Zelte aufschlagen, Abstand nehmen und doch keine Distanz aufrichten, sich unterscheiden und doch „Kirche für andere sein“, den Finger entschieden mit Johannes dem Täufer von sich weg auf Christus, das Lamm Gottes, weisen. Und das ist in Canberra geschehen im Gottesdienst, im Feiern des Mahles, in der Begegnung mit menschlichem Leid und Elend, in der Ermutigung durch Zeugnis. Es ist, ohne daß man aufzählen und zusammentragen muß, das Leben der Vollversammlung gewesen. So fand sich auch ein sich selbst überholender ÖRK wieder auf dem Weg. Ein schon wundersamer Vorgang und ärgerlich für manchen rechtgläubigen Kritiker, der doch endlich den ÖRK festnageln will. Da dies aber einem anderen widerfahren ist, scheitert solcher Versuch und verwandelt sich an dieser Stelle in die freundliche Einladung, doch beieinanderzubleiben.

Gelegentlich konnte der Beobachter von außen den Eindruck gewinnen, Canberra sei wesentlich eine Auseinandersetzung mit der Theologie von Frau Chung gewesen. Wenn ich jetzt ebenfalls längeren Bezug auf Frau Chungs Referat genommen habe, dann soll damit der genannte Eindruck

nicht noch erhärtet werden. Da ich aber ein wenig die Sicht von Kirche und Volk, wie sie sich in Canberra bot, verfolge, war ein längeres Verweilen bei Frau Chung inhaltlich geboten.

Auch die Delegierten aus Europa, dem Mittleren und Nahen Osten, letztere natürlich durch den Golfkrieg existentiell betroffen, waren als Christen und Angehörige ihrer Völker in Canberra. Zaghaft die, die nur gelegentlich der Reise außerhalb der Reichweite von Saddam Husseins Arm waren (wirklich?), lauter die, die das Beteiligtsein ihrer Armeen am Golfkrieg angesichts irakischer Bedrohung als unumgänglich verteidigten. Seit langem bitter die Lage der Palästinenser, bitter und anklagend aber auch die Stimme palästinensischer Christen. Eine Lösung der Konflikte hat die Christenheit auch nicht ansatzweise in der Tasche. Ja, es schien, daß die in Christus geschaffene Einheit von den nationalen Gegebenheiten überlagert und kaum noch wahrnehmbar ist. Kirche, Volk Gottes aus den Nationen oder Kirche, Volk Gottes der Nationen? Was eigentlich keine Frage ist, stellte sich doch als Frage mit einem dazugestellten Ausrufezeichen heraus.

Ganz anders dagegen das Auftreten der meisten Delegierten aus den USA. Sie waren die schärfsten Kritiker ihrer Regierung und deren Politik. Dabei gingen sie sehr weit, so weit, daß dies für mich den ganzen Ernst der Lage sichtbar machte, denn es fiel trotzdem kein Stern aus ihrer Fahne.

Zurückhaltend – wie auch in jenen Tagen in der Arena der Weltpolitik – die europäischen Delegierten. Deutlich ihr Eintreten für die Belange Israels, bei dem neben der geschichtlich auferlegten Verantwortung gelegentlich auch ein ekklesiologisches Signal zu registrieren war aus Richtung Römer 11.

Weniger zurückhaltend und die Gefühle der Vertreter der Kontinente herausfordernd dann die Heldenschlacht um die Plätze der Präsidenten des ÖRK für die kommenden sieben Jahre. Die Strategen hatten von vornherein keine leichte Aufgabe. Rücksichten mußten genommen werden, Quoten waren zu verrechnen, Ausgewogenheit nicht zu vergessen. Dann brachte aber ein nicht unerwarteter, doch aus unerfindlichen Gründen nicht ganz ernstgenommener Vorstoß der Jugenddelegierten auf den Platz eines Präsidenten erheblichen Wirbel.

Wie sehr in der ökumenischen Bewegung tatsächlich nationale und kontinentale Interessen die ekklesiologischen Grundlagen gelegentlich verdrängen, zeigte der Nominierungsvorgang in ungenierter Offenheit. Mag sein, daß die Verwunderung, ja das aufkommende Entsetzen des Delegierten nur seine Naivität und Unkenntnis ökumenischer Realität anzeigt; so recht will mir es auch nach Canberra nicht in den Sinn, warum Europa nicht einmal auf einen Platz zugunsten Afrikas verzichten kann (dieser Gedanke auch

gar nicht erst geäußert wird). Ich bin gespannt, wie viele Präsidenten der ÖRK bei der nächsten Wahl bekommen wird. Ansprüche werden schon erhoben und die Zahl 8 wird dann nicht mehr ausreichen, um allenthalben Gerechtigkeit herzustellen.

Als ich nach der Vollversammlung zu Hause manche Gespräche über die Tage in Canberra hatte, begegnete mir reichlich Skepsis. Die Presse war nicht gut. „Was hat das ganze mir gebracht?“ war eine der immer wiederkehrenden Fragen. Sind meine Beobachtungen auch voller Skepsis und bleibt am Ende auch die Frage nach dem Ergebnis? Wenn dem so wäre, hätte ich mich entweder unscharf ausgedrückt oder das Vorurteil hätte das Verständnis verbogen. Ich habe in Canberra Kirche, Gemeinde Christi erlebt. Ich habe aber auch hinzugelernt, wie ernst die Christenheit in das Schicksal der Welt verstrickt ist und jeder Versuch töricht heißen muß, der Welt, wie sie nun einmal ist, zu entfliehen. Das alles aber in der Freiheit eines Christenmenschen, der tatsächlich in die Lage versetzt worden ist, sich ganz auf die Welt, und konkret heißt das auf den Nächsten, einzulassen, ohne dabei die Bindung an Gott mit dem Einsatz für den Nächsten zu wechseln. Dies verleiht auch unserer Haltung gegenüber dem Staat, dem Volk, der Nation Nähe und Distanz. Im gegenseitigen Ringen im Blick auf die ökumenische Gemeinschaft mit all ihren Implikationen kommen wir nicht ohne diese Spannung aus. Daß sich Christen und Kirchen in politisch-gesellschaftlichen Fragen kontrovers gegenüberstehen und nach der Wahrheit gemeinsam suchen müssen, bewahrt die Kirchen vor der Aufgabe der gebotenen Distanz zu den weltlichen Ordnungen und Einrichtungen, ohne daß daraus kühle Lieblosigkeit wird. Daß Christen und Kirchen auch in große Spannungen hinsichtlich ihrer theologischen Einsichten geraten können mit allen sich daraus entwickelnden Konflikten, ist eine heilsame Herausforderung und hält allein den lebendigen Glaubensprozeß in Gang und nach vorn offen.